

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 21

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
23. Mai
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Pfingsten.

Von Fr. Hoßmann.

Der Morgenstern erlischt im blauen Samt,
Die Lerche steigt, vom Sonnengold umflammt,
Die Sirne leuchten, feierkleidumwoben.
Die Gletscherbäche ungestümmertoben,
Weihrauch entquillt der vollen Brust der Erde.
Ein Engel gleißt mit segnender Gebärde,
Im Silberwolkenkleid weit in die Lande
Den heiligen Geist, den Becher bis zum Rande
Gefüllt, umspannen seine schlanken Hände.
In Tropfen fällt demantengleich die Spende.

Und Tal und Höhen, Wald und Wiese blühen.
Gottvater schaut beseligt durch die Riken
Des blauen Doms, der leise widerklingt
Vom Lied, das steigend stets die Lerche singt.
Wildrosen träumen falterzart auf Zweigen,
Die duftend sich im Morgenwinde neigen.
In grünen Flammen, Liedern, tausend Düften
Schwebt heut der Urgeist raunend in den Lüften,
Die Kraft, die ewig wirkt durch Zeit und Raum.
Die greifen Berge ruhn und atmen kaum.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

21

XIII.

Herr von Kapris Tod und sein Erbe.

In drei Tagen war das Begräbnis. Die ganze Stadt, die ganze Gegend war dabei. Es zeigte sich, daß er wirklich beliebt war, wie denn der schöne Schein oft die stille Tüchtigkeit überstrahlt und ein leichtes oder leichtfertiges Schenken und Geben oft mehr Wirkung hat, als ernste und nüchterne Wohltaten. Es war ein Ereignis. Zwei Wagen waren nur mit Blumen bedeckt. Eine Musikkapelle, deren Passivmitglied er gewesen — und wo wäre er nicht dabei gewesen! — spielte. Die zum Teil zugereifte Sippe der Kapri und Butti fuhr in etwa zwanzig geschlossenen Kutschen hinter dem Sarge. Dann kam eine Menge Volk und am Ende als klägliches Schwänzlein die verhuhelte Schar der Armen und Sonnenbrüder der Stadt, die ehrlich um ihren Wohltäter trauerten. —

Frau Agnes konnte nicht mitfahren. Aber der Glanz und die Würde dieses Aufzuges, ihres Hauses gewissermaßen, half ihr etwas über den Schrecken des Tages hinweg.

Als sich Volk und Verwandtschaft wieder verzogen hatte, wurde der junge Butti beauftragt, Kapris Nachlaß zu ordnen. Nach den ersten Tagen beschwerte er sich über die große Unordnung, die in der Geschäftsleitung, in Büchern und Rechnungen vorhanden sei und die einen Einblick fast unmöglich mache. Er hielt dann noch zwei Tage aus und meinte zum Schlusse mit kühlem Achselzucken, daß sich in der Folge diejenigen wohl melden würden, welche

etwas zu fordern hätten, hernach ließ er sich nicht mehr bliden. Dafür kam für Augenblide Florentine, um nach der Mutter Befinden zu sehen, wie sie sagte. Auf die verwunderte und unruhige Frage des Doktors nach dem Verbleibe ihres Mannes sah sie eine Weile ohne Antwort da. Die Muskeln ihres Kinns spielten nervös, als biß sie krampfhaft die Zähne zusammen. Man merkte dabei, daß ihr Gesicht magerer geworden. Sie war immer noch schön mit ihren eleganten, federnden Bewegungen. Aber ihre geschmeidige Schlankheit hatte so zugenommen, daß man von Magerkeit sprechen konnte. Auch gingen ihr die Haare aus. Und die Augen hatten etwas Kühles, Stolztes und eine dunkle Starrheit, als sie mit einem Achselzucken und einem Kleinen, fast verächtlichen Lächeln endlich antwortete:

„Er wird nicht mehr kommen.“

„Aber warum denn?“ fragte Frau Agnes und sah den Doktor überrascht an. „Die Sache ist doch noch nicht fertig.“

„Weil sie Angst haben, Geld geben zu müssen“, meinte Florentine.

Niemand sagte etwas hierauf, und nach einer unbehaglichen Stille ging Florentine wieder fort.

An diesem Abend pflegten die Eltern eine lange Beratung. Frau Agnes verlor dabei ihre vornehme Ruhe nicht, aber es war ersichtlich, daß die Beleidigung ihres Stolztes sie halb krank oder, da sie noch nicht völlig gesund war, sie kränker machte. Der Doktor zeigte viel Energie.

Er verschor sich, unter dem stillen Beifall seiner Frau, die Sache selbst in Ordnung zu bringen, und zwar in einer Weise, die niemand Anlaß zu der Befürchtung geben sollte, zu kurz zu kommen oder angebettelt zu werden.

Nach einem nochmaligen Versuch, durch die geheimnisvolle Wildnis von Kapris papieremem Nachlaß hindurchzudringen, in den Wirrwarr der mangelhaften Einträge, mancherlei Schnitzel und sehr vieler Rechnungen Ordnung zu bringen, gab er es als unmöglich auf. Er schloß das Geschäft ab, entließ die Arbeiter mit einem Monatslohn als Gratifikation und forderte nach Art der öffentlichen Inventare sämtliche Schuldner und Gläubiger auf, ihr Betreffnis schriftlich einzusenden. Ein eigentliches Inventar war nicht notwendig, denn außer der maschinellen Einrichtung, welche mutmaßlich nicht einmal bezahlt war, wenigstens nicht vollständig, war nicht viel vorhanden.

Der Erfolg dieses Vorgehens war überraschend und kläglich. Wenige waren Kapri etwas schuldig, er hingegen war sehr vielen etwas schuldig, wie schon aus dem schriftlichen Nachlaß vorauszu sehen war. Immerhin nicht in diesem Maße. Was an Beträgen einging, war nichts, ein Trinkgeld. Aber was an Forderungen einging, war lawinenhaft. Jede Post brachte welche. Es wurden vierzehn Tage hindurch täglich mehr, um darauf abzunehmen und nach weiteren zwei Wochen endlich aufzuhören. Der Schlüssel zitterte in des Doktors Händen, wenn er jeweils den Briefkasten öffnete. Frau Agnes zitterte nicht. Sie bestand sogar darauf, die Eingänge selbst zu ordnen. Als endlich alles beisammen war, setzten sie sich einen Sonntag hindurch in Frau Agnes Zimmer daran, zusammenzuzählen, wegzuzählen und das Fazit klarzulegen. Der Doktor stöhnte, ließ aber nicht loder. Frau Agnes schwieg, sah steil und beherrscht und rechnete. Aber sie sah nicht gut aus. Ihr Gesicht wurde gelb, ja sogar die Augen hatten einen gelblichen Schimmer. Man wußte nicht, woran man mit ihr war. Sie schien weder traurig noch lustig, weder gesund noch krank zu sein. Sie klagte über niemand und nichts. Man wußte nicht, woran sie dachte, wenn sie allein war. Man sah nur, daß sie korrekt war und jederzeit beherrscht. Dennoch war sichtlich etwas nicht in Ordnung. Der gute Doktor betrachtete sie mit steigender Besorgnis und war überzeugt, daß sie ohne ihren starken Willen der Hypochondrie oder Melancholie verfallen würde.

„Scheußlich“, begann er jetzt, „die Aufgabe und das Resultat. Doch es wird gehen. Es muß gehen! Die Liquidation des Geschäfts habe ich einem Agenten übergeben. Die Einrichtung ist gut verkauft, so daß trotz der unverkämbten Sporteln noch ein Ordentliches herauskommen wird. Vielleicht — was vielleicht! Sicherlich reicht es nicht aus. Ich könnte nun meine Rente umwandeln und dazu tun. Aber es geht nicht und ich mag nicht. Was sollen wir tun? Was soll mit dir und den Kindern geschehen, wenn wir alt sind und ich wegsterbe? Nein, nein, nein. Nun ist sie zwei Jahre überfällig; das erhöht den Betrag derart, daß man wenigstens das trodene Brot gesichert hat. Lächerlich eigentlich; der Betrag hätte in normalen Zeiten gerade für die Zigarren gereicht. Das Rauchen werde ich mir auch abgewöhnen. Mit der Zeit wird dann noch dieses und jenes wieder besser werden. Was meinst du, Agnes?“

Sie sah von den Zahlen auf, welche sie sich säuberlich auf ein Papier notiert hatte:

„Wir werden sparen müssen. Es wird gut sein, wenn wir die Kinder unterrichten.“

Er schüttelte den Kopf: „Wäre es für Leonore nicht etwas peinlich? Das gute Kind fängt eben erst an, wieder aufzuleben. Wenn wir nun die alten Geschichten aufrühren, muß es ihr peinlich sein. Ja, ich bin überzeugt, sie würde es wie einen Vorwurf, eine Rüge oder dergleichen empfinden, wie eine Mahnung an eine Schuld.“ Die Frau zuckte zusammen. „Im Grunde ist doch niemand schuld oder, wenn man denn so sagen will, wenigstens alle gleich“, schloß der Doktor.

„Du hast recht. Wir hätten das in früheren Jahren tun sollen. Heute hat es keinen Zweck; sie erkennen die Sachlage auch so, besonders Marianne.“

„Ein tüchtiges Mädchen. Man entdeckt es nun.“

„Ein tüchtiges Mädchen, ja. Sie sagt mir übrigens, daß sie wohl imstande wäre, den Haushalt völlig allein zu führen. Es wäre ohne Zweifel eine Ersparnis.“

„Und Rosine?“ warf der Doktor ein. „Wir können das gute Kind doch nicht auf die Straße stellen!“

Frau Agnes lächelte schwach: „Ach, nein, du guter Mensch, das wollen wir nicht. Wenn wir es übrigens täten, würde sie wohl rasch jemand hereinholen. Nun siehst du verwundert drein! Sie will nämlich unseren Väter heiraten. Sie sagte es Marianne mit dem Bedeuten, daß sie froh wäre, wenn wir sie nach Hause ließen, obgleich sie nicht einmal gern geht, um bis zum Frühling ihre Aussteuer zu richten.“

„Ei, ei, poktaufend. Möge das gute Mädchen recht glücklich werden“, sagte der Doktor und hatte seine Zahlen im Augenblick ganz und gar vergessen.

„Genau dasselbe meint sie von dir. Sie ist nämlich etwas verliebt in dich oder hat sonst den Narren an dir gefressen, wenn ich so sagen darf. Das ist auch weiter nicht verwunderlich; denn es ging und geht anderen auch so, zum Beispiel mir. Also diese Sache löst sich leicht und von selbst. Dann will Leonore nicht mehr von Marianne weg. Du weißt, sie schläft seit damals in Mariannes Zimmer. Sie fürchtet sich oben, sagt sie, und sie ist bereit, die ganze Einrichtung für die Schuldentilgung dranzugeben. Sage nicht nein, schüttle nicht den Kopf, du unkluger Mann, es wird nötig sein. Ich gebe das Roskozimmer nicht gern, ich gestehe es. Ich betrachtete es so schon immer wie eine Leihgabe, und ich weiß, dein Herz hängt ebenso sehr daran. Aber wenn es sein muß, soll es geschehen. Uebrigens, was du vorhin von dem Schuld- oder Zartgefühl Leonores sagtest, ist richtig. Sie ist bestrebt, sich nützlich zu machen und hat neuerdings die fixe Idee, eine Mädchenpension anzufangen, um Geld zu verdienen für uns.“

„Gott behüte mich“, rief der Doktor erschrocken. „Wir wollen lieber keine neuen Unternehmungen anfangen.“

„Jedenfalls ist uns wenigstens das eine geblieben: Wir haben gute Kinder.“

„Ja, das haben wir. Und es ist kein kleines.“

Sie schauten eine Zeitlang durch das Fenster. Es war in der zweiten Hälfte des Novembers. Der Himmel zeigte ein frostiges, trauriges Grau und warf vereinzelte kleine

Schneeflöcklein herunter, die jedoch auf der Erde gleich zergingen, trotz der Trockenheit und Kühle.

Endlich begann der Doktor wieder: „Wir haben die guten Kinder und dich, Agnes.“

Sie sah ihn mit ihren gelblichen Augen traurig und zärtlich an: „Und von dir sagst du nichts! Schweigen wir doch lieber von mir. Ich bin vernünftig und bescheiden geworden. Ach, es scheint daß man erst arm werden muß, um jenes zu lernen!“

Er sagte begütigend: „Nun, nun.“ Und er sah sie bekümmert an, als er fortfuhr: „Bleibe uns nur gesund, dann ist alles gut.“

„Mir fehlt ja nichts.“

„So sagst du. Aber ich muß es gestehen, du gefällst mir nicht. Erst dieser Katarrh. Er schleppte sich hin, ohne daß du die nötige Sorgfalt darauf verwenden wolltest, und gedieh bis zu einer, allerdings leichten, katarrhalischen Pneumonie. Sie wurde behoben, aber die Disposition blieb. Dafür, und ich nehme an darum, trat die katarrhalische Gelbsucht auf. Du hast keinen Appetit, leidest an Uebelkeit, magerst ab und — du täuschst mich nicht — bist matt. Dabei geht der Puls bis auf sechzig, ja fünfzig herunter. Entschuldige: darf ich nachsehen?“

Er nahm ihre Hand, indessen er sie besorgt und voll Liebe betrachtete. „Es scheint ein wenig besser zu sein. Aber wie kalt du hast! Lieber Gott, warum lässest du nicht besser die Zimmer wärmen?“

„Wir müssen sparen“, antwortete sie.

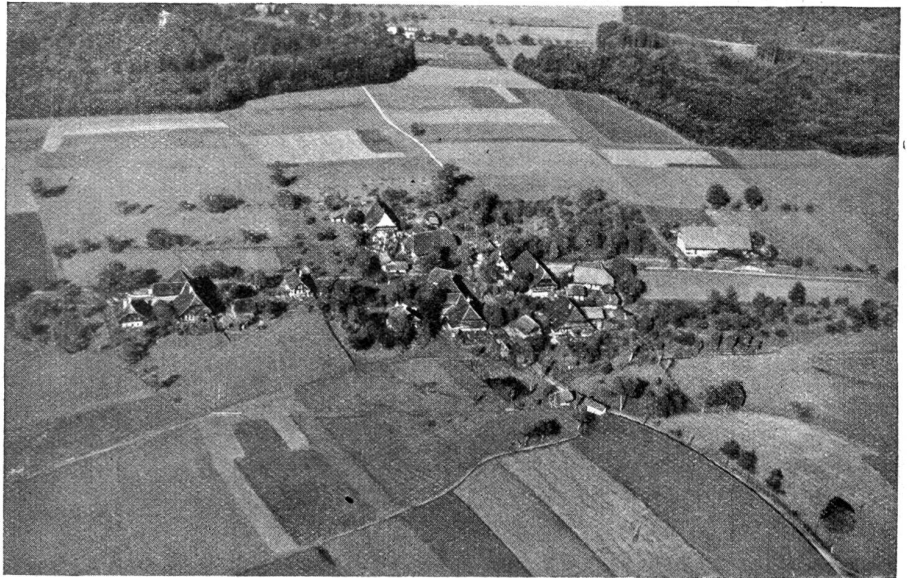
„Aber doch nicht an dir!“

„Gleichviel. Du übertreibst auch. Im Grunde fehlt mir ja nichts. Wie du selbst sagst, es bessert sich.“

„Nimm dieses Tuch. Setze dich näher, daß ich dich wärme. Ach, Agnes, wie soll das werden! Gestehe, hast du wirklich keine Beschwerden, Schmerzen oder so, wie etwa von Gallenstein?“

„Ach nein.“

„Nimmst du auch regelmäßig dein Bichn? Nun, das ist gut. Das beste wäre, du gingest nächsten Sommer nach Karlsbad. Es ist damit noch nicht genug. Raum daß es sich hier wie früher zum Besseren wendet, so zeigt sich ein neues Uebel. Ich meine deine Schlaflosigkeit. Glaubst du, ich merke es nicht? O Agnes, ich horche die lange, liebe Nacht. Du atmest mit Mühe, du kannst dich nicht hoch genug betten. Wenn es nicht Winter wäre, könntest du nach Rauheim. Es ist möglich, daß ein Uebel das andere bedingt. Aber ich untersuche deine Lunge und finde außer der katarrhalischen Disposition nichts. Das Gallenfieber, behauptest du, ist leichter Art und, ich gebe es zu, auf dem Wege zur Besserung. Ich bellopse und behorche dich Tag für Tag und finde keinen eigentlichen Herzfehler, wenigstens keinen organischen. Und doch ist etwas nicht in Ordnung. Ich bin überzeugt, es ist nicht von Gutem, daß du nun diesen Unrat aufräumen willst“, und er schlug mit der Hand un-



Herzwil-Dorf. — Fliegerbild.

gehalten nach den Abrechnungen. „Es kann so nicht weitergehen. Vielleicht bin ich zu alt geworden und unfähig, vielleicht verwirrt mich die Angst um dich und nimmt mir die Urteilskraft. Ich habe darum einem alten Studienfreund geschrieben. Er will morgen aus der Hauptstadt herkommen, da du nicht zu bewegen bist, hinzugehen. Er ist Frauenarzt, Spezialist von Ruf, er ist hier unbeeinflusst und muß eine zuverlässige Prognose finden können. Bitte, sei nicht böse, daß ich dich nicht zuerst gefragt. Aber ich bin verzweifelt: Da sucht man ein Menschenalter hindurch seine Pflicht als Arzt zu tun und ist nicht imstande, seinem Liebsten zu helfen. Ziehe nicht die Stirne kraus. So, nun lächelst du, stolze und eigensinnige Frau, über deinen Mann. Nun, damit ich mich nicht gänzlich schämen muß, will ich dir sagen, was ich denke und was mutmaßlich auch mein Kollege morgen finden wird: Alle diese Störungen, deine ganze innere Zerrüttung ist nervöser Natur. Das kann sich hier, im Winter, unter den gegenwärtigen Eindrücken nicht bessern. Je schneller etwas geschieht, desto besser. Ich schlage dir darum vor, ein wenig im Süden eine Kur zu machen.“

Sie sah von ihm weg und schaute zum Fenster hinaus, als sie antwortete: „Wir müssen sparen, denn wir werden arm sein.“ Als sie aus der heftigen und unwilligen Bewegung seiner Hand spürte, wie sehr sie ihm weh tat und ihn kränkte, wandte sie ihm plötzlich voll ihr Antlitz zu, und er bemerkte erstaunt und fassungslos als etwas nie Dagewesenes, daß ihr die Augen voll Tränen standen. All die strenge Selbstzucht, alle Härte und aller Stolz fiel von ihr ab. Sie war weich wie ein junges Mädchen, als sie ihn, die feuchten Augen voll Angst und Liebe, plötzlich umschlang und das Gesicht an seines geschmiegt mit gebrochener Stimme bat: „O Paul! Nicht so, nicht so wollte ich sagen. Aber ich kann nicht fort von dir, ich will nicht! Gehören wir nicht zusammen? Ich will bei dir sein, immer. Paul, schide mich nicht fort.“ (Fortsetzung folgt.)

Stillspruch.

Nicht im Feld und auf den Bäumen,
In den Herzen muß es keimen,
Wenn es besser werden soll. 4 Gottfried Keller.